

## Neue Zeitschriften.

Studia Septentrionalia I—VI. Oslo 1945—1955.

Acta Linguistica Academiae Scientiarum Hungaricae I—V.  
Budapest 1952—1955.

Nach dem zweiten Weltkrieg sind mehrere neue sprachwissenschaftliche Serien erschienen, die in ihrem Programm der Fenno-Ugristik eine sichtbare Stelle einräumen. Im folgenden werden zwei Serien dieser Art besprochen. Bei der Untersuchung ihres Inhalts beschränken wir uns auf die die finnisch-ugrische bzw. uralische Sprachwissenschaft betreffenden eigentlichen Arbeiten und lassen die Literaturkritiken sowie die Aufsätze, die andere Gebiete der Sprachwissenschaft oder andere Wissenschaften betreffen, unbeachtet.

Studia Septentrionalia ist, was die Aufmachung betrifft, eine stattliche sprachwissenschaftliche und ethnographische Serie von Veröffentlichungen, deren Herausgeber vom III. Teil an Prof. NILS LID ist.

Die ersten Bände dieser Serie I—II erschienen als Festschrift am 28. 8. 1945 anlässlich des 70. Geburtstages von Konrad Nielsen. Im ersten Teil (231 S.) sind unter dem Titel »Lappiske studier« 14 von NIELSENS eigenen Untersuchungen und ein Reisebericht enthalten, die alle schon früher erschienen sind. Niensens bleibende Bedeutung in der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft gründet sich auf seine grossartigen Leistungen als Sammler und Beschreiber der lappischen Volkssprache. Sein Gebiet war die statische Sprachwissenschaft, mit der evolutiven hatte er keine nähere Berührung, obwohl er den Wert derselben vorbehaltlos anerkannte, z. B. in seiner auch in diese Sammlung aufgenommenen verdienstvollen Antrittsvorlesung »Lappisk som gjenstand for videnskabelig forskning«. Unter den ausgewählten Aufsätzen ist »'Fjell dialekten' i Varanger« eine gute Probe von Niensens solider deskriptiver Mundartforschung. Die Struktur der Finnmark-lappischen Ortsnamen wird von der vorzüglichen Studie »Til undersøkelsen av lappiske stedsnavn« beleuchtet, die für die finnisch-ugrische

Sprachforschung auch in weiterem Sinne von Bedeutung ist, besonders vom Standpunkt der Erläuterung der Komposita, deren erster Teil im Nominativ oder Genitiv steht. Der bedeutendste von Nielsens sprachgeschichtlichen Aufsätzen ist vielleicht »Partitiv i Finnmark-lappisk».

Der II. Teil, »Festskrift til Konrad Nielsen på 70-årsdagen 28. august 1945» (231 S.), enthält Aufsätze von 12 norwegischen Forschern.

»L'alternance consonantique date-t-elle du lapon commun?» (S. 1—53) von KNUT BERGSLAND gehört zweifellos zu den interessantesten Debüts auf dem Gebiete unserer Wissenschaft. Bergsland versucht zu beweisen, dass die Stufenwechsellosigkeit des Südlappischen ein alter Zug ist, und dass der in den anderen lappischen Mundarten auftretende Stufenwechsel auf einer sekundären finnischen Einwirkung beruht. Obwohl es ihm nicht gelungen sein dürfte, seine Kollegen dazu zu bringen, den allgemein anerkannten Standpunkt aufzugeben, demzufolge der Stufenwechsel, der im Urlappischen bestanden hat, aus dem Südlappischen verschwunden ist, während die Mundart des Umelappischen mit ihrem mangelhaften Stufenwechsel zeigt, wie sich der Verfall dieses Vorgangs vollzogen hat, zweifelt der Leser nicht an der Begabung des Verfassers und an seiner festen Absicht, in die für am schwersten und undeutlichsten gehaltenen Fragen einzudringen. In dem Aufsatz sind auch mehrere gute Beobachtungen enthalten, wie z.B., dass die Konsonanten der x- und xx-Serien im Urlappischen offenbar quantitativ völlig getrennt gewesen sind, m.a.W. sind die starke Stufe der x-Serie und die schwache Stufe der xx-Serie nicht miteinander identisch gewesen. Die Untersuchung der Stufenwechselerhältnisse im Südlappischen sowie z.B. im Wepsischen führt zu dem schon im voraus erwarteten Ergebnis, dass eine solche Erscheinung bei ihrem Verschwinden praktisch gesehen spurlos verschwindet, so dass es nachher äußerst schwer ist, überzeugende Rudimente davon zu finden. Dieser Tatsache sollten auch jene Forscher eingedenk sein, die vielleicht voreilig einen negativen Standpunkt hinsichtlich des uralischen Ursprungs des Stufenwechsels eingenommen haben. Im Südlappischen scheint es allerdings, wie schon seit langem hervorgehoben worden ist, eine deutliche Spur von einem Stufenwechsel zu geben, nämlich das Wort *jirradä* 'Morgen', das eine \*nt-Ableitung von dem Wort *jitie* 'erscheinen, aufgehen (Sonne)' ist. Die Erhaltung des *ä* (> r) in dieser Ableitung rührt natürlich davon her, dass *jirradä* im Sprachbewusstsein schon früh von seinem Stammwort isoliert worden ist; das t des letzteren hat folglich keine Voraussetzungen gehabt, sich an Stelle von \*ä zu verallgemeinern. Obschon *jirradä* nach seinem Lautbestand

den Erwartungen nicht ganz entspricht (im Inneren des Wortes ist *rr* statt *jr*), bestätigt dies noch nicht die Vermutung von Bergsland, dass das Wort aus den nördlicheren Dialekten als Entlehnung ins Südlappische gekommen sei. Im Südlappischen gibt es auch einige andere Fälle, in denen das die *x*-Serie nach dem etymologisch kurzen Vokal der ersten Silbe vertretende *r* auftritt, als wäre es in die *xx*-Serie übergegangen.

In seiner Studie »'Koaffixet' *n* i den lappiske possessive deklinasjon» (S. 149—175) entwirft ASBJØRN NESHEIM das bisher vollständigste Allgemeinbild von der possessiven Deklination der lappischen Dialekte. Die Auffassung des Verfassers, dass das im Zusammenhang mit den Possessivsuffixen auftretende *n*-Koaffix von zweierlei Ursprung ist, nämlich teils eine Genitivendung, teils das alte Pluralzeichen, ist an sich nicht neu, neu aber sind einige der von ihm vorgebrachten Begründungen und sonstige Gesichtspunkte, wodurch der Aufsatz im besten Sinne des Wortes zu neuen Gedanken anregt.

Der verehrte Altmeister der Lappologen J. QVIGSTAD untersucht den Doppelkonsonantismus im Wortanlaut im Lappischen (»Dobbeltkonsonant i forlyd i lappisk», S. 193—212) zunächst auf Grund von skandinavischen Lehnwörtern. Das Material, das diese Wortgruppe vertritt, scheint nahezu vollständig zu sein, wogegen sich die Behandlung des Doppelkonsonantismus in den ursprünglichen Wörtern des Lappischen auf eine schmalere Basis beschränkt, was laut Angabe des Verfassers auf die die Untersuchungen erschwerenden Verhältnisse der Kriegszeit zurückzuführen ist. Auf dem gesamten lappischen Sprachgebiet trifft man im Wortanlaut ausser den Affrikaten nur einige mit *s* und *š* anlautende Konsonantenverbindungen. Im Ostlappischen und im allgemeinen auch im Norwegischlappischen ist ein andersartiger Doppelkonsonantismus im Wortanlaut unbekannt, auf einer anderen Linie aber stehen die südlichen Dialekte bis zum Pitelappischen mit ihren zahlreichen Konsonantenverbindungen, die daselbst in skandinavischen Lehnwörtern, ihren Originalen entsprechend, aber auch in zahlreichen eigenen, vor allem deskriptiv-onomatopoetischen Wörtern vorkommen. Der Verfasser weist kühn auf die Möglichkeit hin, dass bestimmte Eigenheiten des Südlappischen, — u. a. die starke Neigung zum Doppelkonsonantismus im Wortanlaut — eine Erbe des »Protolappischen» sein könnten.

Der III. Teil »Laponica» (1947; 214 S.) enthält Aufsätze vom Gebiet der Sprache, der Ethnographie und Kulturgeschichte Lapplands.

Die alte lappische Schriftsprache wird in zwei Studien behandelt, nämlich in J. QVIGSTADS »Sproget i Graans Manuale

Lapponicum» (S. 18—39) und in KNUT BERGSLANDS »Om språket i den svensk-samiske ABC fra 1726» (S. 40—44). Das im Jahre 1669 erschienene Handbuch von Olaus Stephani Graan vertritt die Form der Schriftsprache, die von der Kirche für die südlichen Lappengebiete Schwedens entworfen worden war. Obwohl Graan ein gebürtiger Lappe war, werden seine Kenntnisse der lappischen Sprache von Qvigstad recht streng kritisiert. Aber trotz seinen Fehlern und seiner unsicheren Orthographie enthält das Handbuch zahlreiche für die Sprachwissenschaft wertvolle archaische Züge, die, von dem besten Kenner der Geschichte der lappischen Schriftsprache vorgebracht, ins richtige Licht gerückt werden. — Der kurze Aufsatz von Bergsland schliesst sich inhaltlich an die vorhergehende Studie an, denn das besagte ABC-Buch steht Graans Manuale sprachlich nahe. Der Übersetzer des ABC-Buches, Simon Granmark Angurdolf, der lappischer Abstammung war, beherrschte die Sprache besser als Graan. Von den Eigenheiten, die beiden Verfassern gemeinsam sind, erregt das Auftreten des Partitivs der Einzahl als Objektkasus nach der Art der finnischen Sprache ein besonderes Aufsehen, z.B. (Graan) *jues alde parne ruckula la i b e d* 'wenn sein Sohn um Brot bittet', (Granmark) *Dodn eh galg ostedet do gueimen g å t e d* 'du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus'. Bergsland vermutet, dass ein solcher Gebrauch auf finnischem Einfluss beruht.

KONRAD NIELSENS Aufsatz »Utslag av lappisk specialiseringstendens» (S. 45—68) betrifft die oft schwer zu bestimmenden Bedeutungsnuancen der pronominalen Ortsadverbien im Norwegischlappischen (z.B. *dā, dābbē, dāst, dāggo* < *dāt* 'dieser'). Wenn es Beobachtungen solcher Art gilt, bewegt Nielsen sich auf seinem eigensten Gebiet, und daher sind seine Analysen nicht nur ausserordentlich gründlich, sondern treffen offenbar auch immer das Richtige. Zu dieser Auffassung kommt der finnische Leser schon auf Grund davon, dass er in seiner eigenen Muttersprache genaue Bedeutungsentsprechungen für die meisten von den von Nielsen erklärten lappischen Adverbien feststellen kann. Der Vergleich der pronominalen Ortsadverbien des Finnischen und des Lappischen auch unter Berücksichtigung der Frage, ob im System des Lappischen möglicherweise direkte Bedeutungseinflüsse von ostseefinnischer Seite zu bemerken sind, könnte eine ergiebige, wenn auch keine leichte Forschungsaufgabe bilden. (In was für einen Kreis von komplizierten Fragen man hierbei geraten würde, davon gibt der Aufsatz von BERGSLAND »Remarques sur les pronoms démonstratifs lapons», MSFOu XCVIII 27—35, eine Vorstellung; seinem Thema nach steht er der Untersuchung von Nielsen nahe, dehnt jedoch den Hintergrund dieser Erscheinungen

auf alle Mundarten des Lappischen aus und vergleicht das System der lappischen Demonstrativpronomina mit den entsprechenden Systemen der übrigen uralischen Sprachen.)

In dem umfangreichen Aufsatz von ASBJØRN NESHEIM »Lappisk fiske og fisketerminologi I» (S. 69—210) liegt das Hauptgewicht auf der Seite der Ethnographie, gleichzeitig ist er aber auch eine gute lexikalische Untersuchung. Der Verfasser hat die Fischereitermini der verschiedenen lappischen Dialekte gesammelt und ihre Etymologie sowie die damit verbundenen phonetischen Fragen geklärt, die auch eine allgemeinere Bedeutung haben. Es ist natürlich nicht leicht, neue Etymologien, die auch vom Standpunkt der vergleichenden finnisch-ugrischen Wortgeschichte zu beachten wären, auf einem so fleissig untersuchten Gebiet wie aus dem Kreise der Fischereiterminologie zu finden. Stattdessen erhellt der Verfasser in vielen Punkten die Berührungen zwischen dem Lappischen und den Nachbarnsprachen sowie die Beziehungen von den Fischereitermini untereinander in verschiedenen Mundarten.

Den IV. und V. Teil der Zeitschrift bildet die zweiteilige Festschrift, die die norwegischen Forscher ihrem Altmeister gewidmet haben »Liber saecularis in honorem J. Qvigstadii d. IV Aprilis a.D. MCMLIII editus» (163 + 163 S.). Am Anfang des ersten Teiles sind zwei von QVIGSTAD selbst schon vor Jahrzehnten aufgezeichnete lappische Texte (»Lappiske frierhistorier», S. 1—12). Als besonders wertvoll ist die Erzählung aus Neseby aus dem Jahre 1891 anzusehen, in der berichtet wird, dass die ausgestorbenen Sompiolappen Ehen mit den Inarilappen einzugehen pflegten.

In seinem kleinen Aufsatz »Samisk seljakt og jakttabu» (S. 13—18) zeigt ASBJØRN NESHEIM, dass einige Wörter aus dem Lappischen als Tabuwörter in die Fachsprache der schwedischen Seehundsfischer von Västerbotten gewandert sind.

Der V. Teil beginnt mit KRISTIAN NISSENS eingehender Schilderung von J. K. Qvigstads Leben und Wirken (S. 1—14), daran schliesst sich als Fortsetzung ein Verzeichnis über Qvigstads gedruckte Veröffentlichungen aus den Jahren 1928—1953 an. (Die Bibliographie der Jahre 1881—1927 ist in Qvigstads 75-jährigem Jubiläumalbum im Jahre 1928 erschienen.)

»Knud Leems Lexicon Lapponicum» (S. 17—30) ist der Titel der Studie von KONRAD NIELSEN. Nielsen betont den bedeutenden wissenschaftlichen Wert des im Jahre 1781 erschienenen, bereits früh äusserst selten gewordenen Wörterbuchs von Leem und stellt fest, dass J. A. Friis für sein eigenes Wörterbuch der lappischen Sprache (ersch. 1887) daraus viel von dem Wortschatz übernommen hat.

Die zentralen Fragen über den Gebrauch der Kasus der lap-

pischen Sprache behandelt KNUT BERGSLAND in seiner Studie »Numeral constructions in Lapp» (S. 31—68). Aus dem mit grosser Sorgfalt gesammelten Material gehen die Eigenheiten der verschiedenen Dialekte klar hervor. Bei seinem Versuch, aus dem uneinheitlichen Bild der heutigen Mundarten die Umrisse des urlappischen Systems zu ermitteln, gelangt Bergsland zu der Annahme, dass im Lappischen ursprünglich dieselbe Numeralkonstruktion wie im Mordwinischen geherrscht habe, d.h. wenn als Attribut ein Zahlwort höher als eins gewesen ist, auf die Stammform (den Nominativ) des Zahlworts der Nominativ der Mehrzahl des Hauptwortes gefolgt, in den übrigen Kasus das Hauptwort aber in der Einzahl gewesen sei. Der Verfasser begründet diesen Gedanken in geschickter Weise — im Licht desselben hätte das Südlappische den alten Standpunkt am besten bewahrt; er vermag sogar ein solches Hindernis zu überwinden wie die Konstruktion lpN *guok'tē goade* 'zwei Lappenzelte', wo er das Hauptwort als einen alten Nominativ der Mehrzahl erklärt (in den das *-k* der Mehrzahl nicht remittiert worden wäre), obwohl es ein deutlicher Genitiv-Akkusativ zu sein scheint. In dieser Sache bleibt aber Verschiedenes noch unklar. Obwohl der Verfasser in so vielen Zusammenhängen und mit Sachkenntnis z.B. den Partitiv des Lappischen behandelt, muss man sich doch fragen, ob er den Charakter und die Chronologie aller Verwendungen von diesem interessanten Kasus auch richtig beurteilt hat. Man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, dass der Partitiv Singular im Westlappischen eine aussterbende Kasusform gewesen ist. Wenn wir uns auch nicht der Ansicht BERONKAS anschliessen würden, dass der auf ein Zahlwort folgende Genitiv und Elativ des Singulars und der Nominativ des Plurals hier an die Stelle des früheren Partitivs getreten sei (Lappische Kasusstudien I, 105—106), ist es doch schwer festzustellen, in welcher Hinsicht die ganz andere Erklärung von Bergsland dieser Auffassung unbedingt vorzuziehen wäre. Das Problem dürfte so vielseitig sein, dass wir uns nur allmählich, Schritt für Schritt, seiner endgültigen Lösung nähern. Der Anteil Bergslands an dieser Diskussion ist in jedem Fall sehr beachtenswert.

Die Benennungen für Verwandtschaft sind in der lappischen Sprache bekanntlich zahlreich und stammen teilweise aus sehr alten Zeiten. Es ist überraschend zu bemerken, dass diese viele Generationen umfassende komplizierte Terminologie, wie es scheint, am besten auf südlappischem Gebiet erhalten geblieben ist, wo der sprachliche Verfall sonst am weitesten fortgeschritten ist. In seinem Aufsatz »Slektskapssystemet hos Snåsamene» (S. 69—86) legt JOHANNES FALKENBERG das ganze System in Form von einer lehrreichen Tabelle vor. Diese Studie,

die zweifellos viel Mühe gekostet hat, befasst sich an sich nicht mit philologischen Fragen, sondern ist ausschliesslich vom Gesichtspunkt eines Soziologen verfasst worden.

ALBERT LANGE FLIFLET hat sich mit der Untersuchung der langen Vokale der finnischen Sprache beschäftigt («Om de såkalte lange vokaler i finsk skriftspråk», S. 87—90) und zeigt, wie ihre an sich wohlbekannten strukturellen Eigenschaften im Licht von phonologischen Gesichtspunkten leicht erklärt werden können.

Etymologien, genauer gesagt Beiträge zu den skandinavischen Lehnwörtern im Lappischen werden von NILS LID («Samisk *varas* — norsk *vor*», S. 115—122) und ASBJØRN NESHEIM («Noen nordiske ord- og kulturlån hos samene», S. 123—148) vorgelegt. Im letzteren Aufsatz wird u. a. ein völlig überzeugend anmutendes urnordisches Original für das Wort *boav'je* 'gathering of near relations presided over by the head of the family (a man or woman); company, clique' vorgelegt; gleichfalls wird auch für das Wort *laggio* 'woman's helmet-shaped cap' ein beachtenswerter Vergleichspunkt von skandinavischer Seite erwähnt.

Der VI. Teil der *Studia Septentrionalia* (1955; 195 S.) ist inhaltlich ganz und gar ethnographisch, mit Ausnahme des von ASBJØRN NESHEIM sachkundig abgefassten Nekrologes über Konrad Nielsen (S. 183—193).

\*

*Acta Linguistica* ist eine von den Zeitschriften, welche die Ungarische Akademie der Wissenschaften, das Zentrum des lebhaft aufgeblühten wissenschaftlichen Lebens in Ungarn, herauszugeben begonnen hat. Die Aufsätze sind in deutscher, englischer, französischer, italienischer oder russischer Sprache verfasst. Ihr Inhalt gehört grösstenteils zum Gebiet der Uralistik. Als dazu gehörig betrachten wir auch die in dieser Zeitschrift veröffentlichten, recht zahlreichen phonetischen Untersuchungen soweit sie die ungarische Sprache betreffen. Wegen mangelnder Sachkenntnis muss der Rezensent diese Teile leider nur ganz allgemein behandeln. Der Hauptschriftleiter der Zeitschrift ist der bekannte Turkologe Prof. J. NÉMETH, seine Mitarbeiter sind die Fennougriken D. PAIS und M. ZSIRAI († 1955) sowie der Forscher der persischen Sprache Zs. TELEGDI. — Von den im folgenden betrachteten Aufsätzen sind viele auch in ungarischer Sprache erschienen, vor allem in den Zeitschriften *Nyelvtudományi Közlemények*, *Magyar Nyelv* und *A Magyar Tudományos*

Akadémia Nyelv- és Irodalomtudományi Osztályának Közleményei — letztgenannte auch eine neue, in schneller Folge erscheinende Publikation.

Die Einleitung des I. Teiles (1951—1952; 482 S.) bildet MIKLÓS ZSIRAI's Artikel »Sámuel Gyarmathi, Hungarian pioneer of comparative linguistics« (S. 5—17), der zur Erinnerung an das Erscheinen des Werkes »Affinitas« vor 150 Jahren verfasst worden ist. Zsirai stellt fest, dass Gyarmathi eine genügende Menge von zuverlässigem Material nur beim Vergleichen des Ungarischen mit dem Finnischen, Estnischen und Lappischen zur Verfügung hatte, dass aber seine Resultate was die übrigen finnisch-ugrischen Sprachen betrifft zwangsläufig skizzenhaft geblieben sind. Es zeugt von einer scharfen Beobachtungsgabe, dass Gyarmathi auch unter diesen Umständen imstande war zu zeigen, dass das Ostjakische und Wogulische die mit dem Ungarischen am nächsten verwandten Sprachen sind.

Die Entwicklung der älteren Rechtschreibung der ungarischen Sprache wird von GÉZA BÁRCZIS »Influence française dans l'orthographe hongroise du moyen âge« (S. 19—63) beleuchtet. In dem Einfluss der französischen Rechtschreibung sind nach dem Verfasser zwei Phasen zu unterscheiden, von denen die erstere auf den Anfang des XII. Jahrhunderts fiel, als ungarische Studenten an den höheren Lehranstalten Frankreichs studierten, letztere wiederum auf die Wende des XII. und XIII. Jahrhunderts, als die französische Kultur am stärksten in Ungarn eindrang. Der ausgiebige Gebrauch von Buchstabenverbindungen als Zeichen für einzelne Laute, was in der Rechtschreibung der ungarischen Sprache noch im XI. Jahrhundert sehr selten war, ist gerade auf den französischen Einfluss zurückzuführen.

ÓDÓN BEKE erklärt das alte Geldrechnungssystem der Tschermischen (»Беличья система валюты у Мари«, S. 66—74), in dem ein Eichhörnchenfell als Geldeinheit verwendet worden ist. Deshalb kommt der Name des Eichhörnchens (*ur*) nach vielen Zahlwörtern vor, um die Geldsummen von bestimmter Grösse anzugeben. Der Verfasser legt Vergleichsmaterial vor aus dem Permischen, Obugrischen, Terlappischen sowie aus den türkisch-tatarischen und mongolischen Sprachen.

GYÖRGY LAKÓ hat dem Prosektiv und Transitiv der permischen Sprachen eine umfangreiche Studie gewidmet (»Emploi du proscutif et du transitif dans les langues permiennees, l'origine de leur désinences casuelles«, S. 75—118, 347—371). Die Untersuchung ist schon deshalb notwendig gewesen, weil man bis jetzt darüber disputiert hat, ob es sich hier um zwei verschiedene Kasus handelt oder nur um zwei Varianten des-



selben Kasus. Lakó, der den Ansichten WICHMANNS und UOTILAS beistimmt, nimmt ersteren Standpunkt ein. Aus lautlichen Gründen scheint dieses auch völlig berechtigt zu sein. Nachdem der Verfasser das zur Verfügung stehende Material gründlich analysiert hat, kommt er zu dem Schluss, dass die erwähnten Kasus im Urpermischen schon dagewesen und immer noch ziemlich deutlich voneinander getrennt sind, auch was ihre syntaktische Verwendung betrifft. Als ursprüngliches Endungselement für den Prosektiv nimmt er das \**nt* an, wobei als seine Entsprechung das *-nda* des Mordwinischen geeignet wäre, z.B. in einer solchen Zeitbestimmung wie *śokśānda* 'im Herbst' sowie das *d* des Ungarischen in den Adverbien *ide* 'her', *oda* 'hin, dahin, dorthin'. Diese Nebeneinanderstellungen sind lautlich einwandfrei, doch ist jedenfalls bei dem jetzigen Stande der Forschung BEKES Auffassung von dem Zusammenhang der Endung des permischen »Prolativs« mit der Endung \**-ta*, \**-tä* des finnisch-ugrischen Ablativs was den Prosektiv betrifft nach wie vor zu beachten. Die Endung des Transitivs verband schon Wichmann mit dem finnisch-ugrischen Suffix des Lokativs \**-ttä*. Man hat angenommen — ob mit Recht oder Unrecht — dass das finnische *-t*, z.B. im Worte *nyt* 'jetzt', gleichen Ursprungs ist. Lakó meint, dass man in diesen Zusammenhang noch solche auf *-t* endende Formen aus dem Wolgafinnischen einfügen kann wie mord. *šit* 'bei Tage', *vétt* 'sehr', tscher. *kâzât* 'jetzt' (S. 350—351). Im Finnischen scheint als Entsprechung für die Endung des permischen Transitivs jedenfalls ebenso gut wie die Endung des seltenen und unklaren *nyt*-Typus das Suffix *-ti* (< \**-tt-i-k* oder vielleicht teilweise \**-tt-i-n*) der modalen *kaiketi* 'wohl, wahrscheinlich', *peräti* 'ganz, gründlich, völlig' (ursprüngliche Bedeutung nach HAKULINEN »perää myöten«, d.h. 'bis auf den Grund', siehe SKRRK I, 204) usw. zu passen, das mit dem Suffix *-ten* (< \**-tten*): *joten* 'wodurch', *kuten* 'wie', *täten* 'so, hiermit', *muuten* 'sonst, übrigens' usw. nahe verwandt ist. Schon BUDENZ hat die Endung des Transitivs mit dem fi. Suffix *-ten* zusammengestellt (UA 385).

Der Titel der Studie von PÉTER HAJDÚ ist »Die Benennungen der Begriffe *recht-* und *link-* als Ausdruck der Beziehung zwischen Sprache und Denken« (S. 171—210). Der Schwerpunkt des Aufsatzes liegt in den Beobachtungen des Verfassers, welche die Benennungen für die Begriffe »recht« und »link« betreffen, die sich auf geographische Faktoren und auf die Erscheinungen der materiellen Kultur gründen. Im Samojedischen und Nordostjakischen z.B. rühren diese Benennungen von der dortigen Art mit dem Renntier zu fahren her. Im Schlitten sitzt man querüber, die rechte Seite in der Fahrtrichtung. Somit

ist es sehr verständlich, dass der Begriff 'recht' durch die Benennung 'die Seite nach dem Rücken' ausgedrückt wird, die Benennung für 'link' ist 'die Seite des Zügels' oder 'die Seite vor dem Gesicht'.

BÉLA KÁLMÁN behandelt die obugrischen Lehnwörter der russischen Sprache (»Русские заимствования из обь-угорских языков«, S. 249—272). Solche Wörter, von denen in der Studie ca. 60 erwähnt sind, bezeichnen Sonderphänomene der sibirischen Natur, der Tierwelt usw. Oft kann man ohne weiteres feststellen, ob ein russisches Wort aus dem Ostjakischen oder aus dem Wogulischen stammt. Wenn das Originalwort in beiden obugrischen Sprachen anzutreffen ist, ist das Bestimmen des Ursprungs schwieriger.

IRENE N. SEBESTYÉN hat einen umfangreichen, mit einer Kartenskizze versehenen Artikel »Zur Frage des alten Wohngebietes der uralischen Völker« (S. 273—346) geschrieben. Zu den Verdiensten der guten einleitenden geschichtlichen Übersicht gehört es, dass hier u. a. dem beinahe völlig in Vergessenheit geratenen Aufsatz von OTTO DONNER »Om Finnarnes forna boningsplatser i Ryssland« der ihm gebührende Wert zugeteilt wird. Schon im Jahre 1873 verlegte Donner bei Untersuchungen der Namen von Pflanzen und Tieren, also unter Verwendung derselben Methode wie KÖPPEN sie 13 Jahre später gebrauchte, die Urheimat der wolgafinnischen Völker nach Zentral-Russland. Für das eigentliche »Vaterland« des finnisch-ugrischen Stammes hält er — auf die Forschungen SJÖGRENS hinweisend — den nördlichen Teil des Gouvernements von Perm und besonders die Grenzgegend des Uralgebirges. Dr. N. Sebestyén hat alle uralischen Etymologien, die die Frage nach der Urheimat beleuchten können, möglichst genau gesammelt und dabei sachgemäss auch die Lehnwörter als Beweismittel verwendet. Sie macht ganz richtig darauf aufmerksam, dass nur die unbedingt zuverlässigen Etymologien von Bedeutung sind. Der Rezensent seinerseits wäre bereit, das Material mit bedeutend strengerer Hand zu sichten als die Verfasserin dies getan hat. Denken wir z. B. an den an sich interessanten Teil über die Vogelnamen. Es besteht kein Zweifel darüber, dass diese Wörter grösstenteils onomatopoetischen Ursprungs sind. Vor uns steht die schwierige Frage auf: wann kann man der Ansicht sein, dass Wörter dieser Art auf eine gemeinsame Urform zurückgehen und wann wiederum handelt es sich um eine zufällige lautliche Übereinstimmung? Die Verbreitung bedeutet hier keine Hilfe, das einzige Kriterium ist das detaillierte Vergleichen des Lautbestandes. Wenn man bemerkt, dass die Ähnlichkeit nur oberflächlicher Art ist, besteht kein Anlass, die Wörter zusammenzustellen. Bei der

Behandlung der Etymologie tscher. *tšibiži-k* 'Bachstelze' ~ wotj. *tšé(tšeg* id. sagt Dr. N. Sebestyén z.B.: »Dieser Vogelname könnte auch lautnachahmend sein« (S. 295), aber sie hat diesen Gesichtspunkt bei weitem nicht in allen Zusammenhängen vorgebracht, wie dies am Platz gewesen wäre. Auch bei den Nebeneinanderstellungen der Fischnamen sind einige deutlich auf Grund von zufälligen Lautähnlichkeiten gemacht. Woher mag es kommen, dass es in den finnisch-ugrischen Sprachen neben alten, gemeinsamen Fischnamen eine grosse Anzahl von offensichtlich jung, deskriptiv wirkenden gibt? Sind letztgenannte als Tabuwörter aufzufassen? Bei der Bestimmung der nördlichen Grenze des Gebietes des finnisch-ugrischen Urvolkes weist die Verfasserin auf gewisse, die Namen der Lachs-fische betreffende Wortvergleiche hin, von denen auch nicht einer beweiskräftig zu sein scheint. Auch die in demselben Zusammenhang erwähnte alte Nebeneinanderstellung von fi. *hylje* 'Seehund' ~ ost. *šāgil*, wog. *sāgil* ist unsicher, wie u.a. COLLINDER und TOIVONEN in ihren soeben erschienenen etymologischen Wörterbüchern erklären. Trotz dieser Bemerkungen kann man die im Aufsatz vorgelegte Bestimmung der finn-ugrischen Urheimat auch in Bezug auf die angenommene nördliche Grenze (diese hätte sich bis auf die Gegend des Oberlaufes der Kama, sowie auf die Gegend der Wytschegda erstreckt, siehe S. 333) für durchaus möglich halten. Das Wohngebiet der uralischen Periode verlegt die Verfasserin nach herkömmlicher Weise etwas nach Norden von dem Gebiet des finnisch-ugrischen Urvolkes. Die nördliche Grenze hätten der Verfasserin zufolge der Ober- und Mittellauf der Petschora sowie die Ufer der Ischma (S. 328) bilden können. Als Ganzes ist der Aufsatz von Dr. N. Sebestyén ein wichtiger Beitrag in einer Frage, die in letzter Zeit sowohl in Finnland als besonders in Ungarn aktuell geworden ist.

Das Resultat der Untersuchung von KARL MOLLAY »Das älteste deutsche Lehnwort der ungarischen Sprache« (S. 373—417) ist, dass es im Ungarischen, entgegen den üblichen Annahmen, keine althochdeutschen Lehnwörter gibt, sondern dass die ältesten von dieser Seite übernommenen Lehnwörter aus dem Mittelhochdeutschen stammen.

In dem Aufsatz von ÁGOTA Cs. FALUDI »Zusammenfassende Zusammensetzungen und metrische Parallelismen im Chantischen« (S. 419—434) wird die Frage gestellt, ob die ostjaken Komposita des Typus *ēs-jig* 'Greis, Grossvater' (urspr. 'Mutter und Vater') einen genetischen Zusammenhang mit dem für die Volksdichtung charakteristischen Parallelismus haben können. Nach genauer Untersuchung, welche Wörter in beiden Fällen als Paare vorkommen können, beantwortet

die Verfasserin die Frage verneinend: diese zwei sprachlichen Phänomene sind uralte, aber verschiedenen Ursprungs.

Im II. Teil (1952—1953; 496 S.) erweckt die ein paar hundert Seiten umfassende Abhandlung von ELEMÉR MOÓR »Die Ausbildung des ungarischen Konsonantismus« (S. 1—96, 355—463) im Leser schon im voraus ein ganz besonderes Interesse. Indem der Verfasser in seiner Betrachtung immer von der finnisch-ugrischen Ursprache ausgeht, muss er sich die ganze Zeit mit solchen Fragen auseinandersetzen, die vom Gesichtspunkt der mit dem Ungarischen verwandten Sprachen ebenso wichtig sind. Moór ist ein Forscher, der Phantasie hat und den Wunsch hegt, Probleme zu finden und zu lösen. Man kann ihm anderseits gewisse Kritiklosigkeit und mangelhaft anmutende Vertrautheit mit der finnisch-ugrischen Lautgeschichte vorwerfen. Diese negativen Züge sind die Ursache davon, dass der Gesamteindruck seiner gross angelegten Untersuchung nicht sehr günstig ist.

Zu der Annahme eines uralischen Stufenwechsels verhält sich der Verfasser negativ. Diese Sache ist noch nicht endgültig geklärt, es sei aber in jedem Falle zugegeben, dass der Stufenwechsel als lautgeschichtliche Erklärungsgrundlage ungeeignet ist, wenn es sich um solche Sprachen handelt, die den Stufenwechsel nicht kennen. Völlig annehmbar ist die Anmerkung des Verfassers auf S. 15, dass man in den permischen und ugrischen Sprachen infolge ihrer in den Wortstämmen allgemein vor sich gegangenen Apokope keine Spuren von einem Stufenwechsel finden könnte. Richtig ist sicherlich auch seine Folgerung, dass die Apokope mit der Konzentrierung des Druckes auf der ersten Silbe zusammenhängt. Offenbar nach alten Theorien, ganz ohne Begründungen, neigt er jedoch zu der Annahme, dass die ursprüngliche fi.-ugr. Betonung schwankend gewesen sei (S. 16). Auf den Seiten 17 und 370 wird behauptet, dass es in den heutigen Sprachen auch nicht die geringste Spur eines von gewissen Forschern angenommenen qualitativen Stufenwechsels der Sibilanten und Affrikaten gebe. Dieses stimmt nicht, denn der qualitative Stufenwechsel der Affrikaten, der aus dem Uralappischen stammt, ist eine in den lappischen Mundarten weit verbreitete, lebendige Tendenz, im Ostlappischen auch der Sibilanten.

Am Anfang seiner Untersuchung der Geschichte der inlautenden Affrikaten (S. 24—) entwickelt Moór eine Theorie, derzufolge es in der finnisch-ugrischen Ursprache drei Affrikaten gegeben hat: *č*, *ć* und *č̣*. Diese seien sowohl kurz als geminiert aufgetreten. Die beiden letztgenannten Affrikaten seien anderswo als in der ugrischen Sprachgruppe zusammengefallen. Hierzu kann man noch sagen, dass trotz Moórs Hypothese

eine grosse Buntheit in der Vertretung der ugrischen Sprachen bestehen bleibt. Die gründliche und sogar beachtenswerte Gedanken enthaltende Untersuchung über die Affrikaten hat zwei Hauptschwächen. Erstens kann man vermuten, dass ein grosser Teil der Etymologien, die als Grundlage für die Untersuchung dienen, für diesen Zweck untauglich ist. Die Affrikaten sind Lautbestandteile, die das Sprachgefühl als besonders geeignet angesehen hat, den deskriptiv-onomatopoetischen und affektbetonten Ausdrücken zu dienen. Die Bedeutung der zahlreichen, nebeneinander gestellten Wörter mit Affrikaten ist ja deskriptiv oder affektbetont, und gleichzeitig ist ihre lautliche Übereinstimmung ganz unbestimmt oder beruht also offenbar auf einem Zufall. Solche Wörter wären aus dem Untersuchungsmaterial zu entfernen gewesen. Zweitens hat man nicht genügend die Einwirkung im Auge behalten, die die inneren phonologischen Faktoren der Konsonantensysteme einerseits und die im Rahmen der morphologischen Systeme vor sich gegangenen analogischen Ausgleiche andererseits zweifellos auch hier und da auf die Entwicklung der Affrikaten gehabt haben. Ohne auf Einzelheiten einzugehen sei doch gesagt, dass z.B. im Tscheremissischen der Einfluss der obenwähnten Faktoren recht klar ist. Entgegen der Ansicht von Moór ist anzunehmen, dass die normalen Vertreter der ursprünglichen intervokalischen kurzen Affrikaten — wie im Mordwinischen — stimmlose Affrikaten sind. Obwohl die kurzen Affrikaten ursprünglich quantitativ gewiss mit Einzelkonsonanten gleichzustellen gewesen sind, waren sie jedenfalls Verbindungen von zwei stimmlosen Konsonanten und gerade diese Tatsache ist damals entscheidend gewesen, als die intervokalischen Affrikaten in den wolgafinnischen Sprachen nicht an dem Prozess des Stimmhaftwerdens, den die stimmlosen Einzelkonsonanten in entsprechender Stellung durchzumachen hatten, teilgenommen haben. Eine emphatische oder auf andere Ursachen zurückzuführende Geminatio der Affrikaten braucht man für das Verständnis dieser Erscheinung also nicht anzunehmen. Das intervokale *\*tš > ź* (> mundartlich *z*) des Tscheremissischen, das nicht in allen Worttypen vor sich gegangen ist, ist eine chronologisch späte (auch in türkischen Lehnwörtern auftretende) Sonderentwicklung, die offenbar am besten im Licht der Phonologie erklärt wird. In den permischen Sprachen sehen wir ein ungewöhnlich nuancenreiches, phonologisch streng regelmässiges Sibilanten- und Affrikatensystem:

*s ś š tš ts*  
*z ź ž đž dž.*

Es ist klar, dass in einem solchen System leicht mancherlei Verwechslungen von Nachbarlauten, wie sie übrigens auch noch in den heutigen Sprachen gewöhnlich sind (siehe UOTILA PK 161—), vorkommen können, und Phoneme, die die kleinste Frequenz zeigen, wären kaum ohne die zu ihren Gunsten vor sich gegangenen Reihenübergänge imstande gewesen, sich einen ständigen Platz in dem System zu erobern. Weitere Erklärungen dürften für die bei den permischen Vertretern der finnisch-ugrischen Affrikaten herrschende Buntheit nicht notwendig sein.

Moór's Überblick über die finnisch-ugrischen inlautenden Tenues in den verschiedenen Sprachen trifft im grossen und ganzen das Richtige. Das Wesentliche seiner Theorie besteht darin, dass das Stimmhaftwerden der stimmlosen inlautenden Konsonanten eine Folge des schwach geschnittenen Silbenakzents ist. Wenn aber z.B. das \**k* zwischen Vokalen in den obugrischen Sprachen früh spirantisch geworden ist, die Vertreter des \**t* und offenbar auch die des \**p* in entsprechender Stellung aber Tenues sind, bemerkt man, dass eine solche Erklärungsgrundlage nicht allgemein gültig ist. Die Ursache zur Entwicklung der fi.-ugr. Einzeltenues im Obugrischen in ganz verschiedenen Richtungen ist zweifellos in den phonologischen Faktoren zu suchen. Alles, was Moór von dem Wechsel des Silbenakzents in den ugrischen Sprachen (S. 404—414) und über die damit verbundenen Änderungen der Konsonanten sagt, ist nur ein Spiel der Phantasie, das sich sogar in die Vorstellung kleidet, der nach der Annahme des Verfassers im Vorigen herrschende schwach geschnittene Silbenakzent habe sich unter dem Einfluss der Sprache des in der Volkstradition der Obugrier genannten *por*-Volkes in einen stärker geschnittenen verwandelt.

Beim Studium der fi.-ugr. Sibilanten hält der Verfasser es nicht für möglich, dass der Vertreter des \**s* im Urobugrischen \**ʌ* gewesen sei, wie man angenommen hat; seiner Meinung nach kann man keine besondere ugrische Vorstufe rekonstruieren (S. 356). Als urostjakischen Vertreter von \**s* stellt er \**ʃ* hin, mit der Begründung, dass in einigen östlichen Mundarten des Ostjakischen \**s* zu *ʃ* geworden ist. Diesem können wir aber nicht beistimmen, weil das urostjakische \**ʃ* in den ostjakischen Mundarten auf eine ganz andere Weise vertreten ist; siehe TOIVONEN FUF XX 82. Bei dem Wandel des ungarischen \**s* (\**š*) > Ø nimmt Moór als Zwischenstadium ein \**h* an, und die Entwicklung soll sich übereinstimmend sowohl im Anlaut als im Inlaut vollzogen haben. Dies ist vielleicht möglich, die Erklärung ist jedoch keineswegs sicher begründet, und Einzelheiten wie die missglückten Etymologien der unga-

rischen Wörter *szij* und *oldal* auf den Seiten 382—383 sind geeignet, gewisse Bedenken wachzurufen, was die ganze Theorie betrifft.

In dem Kapitel über die inlautenden stimmhaften Konsonanten steht u.a., im Urfinnischugrischen sei im Wortanlaut  $\eta$  (S. 394) gewesen. Diese Ansicht ist veraltet, vgl. unten S. 82 das Referat über die Studie von HAJDÚ, die die sekundären anlautenden Nasale des Samojedischen betrifft. Besonderes Aufsehen erregt die kühne und sicherlich grundlose Annahme, dass anstatt der fi.-ugr. Spiranten  $*\delta$  und  $*\delta'$  die stimmhaften Klusile  $*d$  und  $*d'$  (S. 395) anzunehmen seien. Da in den östlichen finnisch-ugrischen Sprachen in dieser Stellung die  $l$ -Vertretung herrscht, sagt der Verfasser: »Der Wandel  $d > l$  ist phonetisch jedenfalls leicht zu erklären; der Wandel eines interdentalen Zischlautes in  $l$  bliebe aber für uns ganz rätselhaft» (S. 396). Im Gegenteil ist  $\delta > l$  phonetisch leicht zu verstehen, und z.B. in den finnischen Mundarten von Tawastland hat sich ein solcher Wandel nachweislich verhältnismässig spät vollzogen.

Neugierig vertieft sich der Leser in das ziemlich umfangreiche Kapitel (S. 414—429), dessen Überschrift »Die permische Grundsicht des Urungarischen» lautet. In Ungarn haben in letzter Zeit auch einige andere Forscher den Standpunkt eingenommen, dass es besondere Berührungen zwischen den ungarischen Vorfahren und den Altpermiern gegeben habe. In welcher Art begründet Moór nun diesen an sich sehr fesselnden Gedanken?

Da es im Ungarischen eine ganze Menge von eigenen Wörtern gibt, bei denen im Wortanlaut der Wandel  $k > h$  (vor einem Hintervokal) und  $p > f$  nicht vor sich gegangen ist, sieht der Verfasser in diesem Phänomen einen Beweis für die »tiefgehende Einwirkung des Permischen auf die ungarische Sprachform» (S. 417). Ferner hält er es für sicher, dass die ungarischen mit  $b$  anlautenden Wörter »aus der permischen Komponente des Ungarischen stammen» (S. 418); zu demselben Ergebnis gelangt er auch, was die mit  $d$  und  $g$  anlautenden Wörter betrifft (S. 420). Als Beweis für diese Berührungen werden zuerst 6 permisch-ungarische  $b$ -Wörter genannt; doch sind von den erwähnten Nebeneinanderstellungen 5 wegen dem deskriptiv-onomatopoetischen Charakter der Wörter oder aus anderen Gründen ohne weiteres zu verwerfen, so dass das Wörterpaar ung. *bonyolódik* 'sich verwickeln usw.' ~ wotj. *biń-* 'einwickeln' das einzige bleibt, das wert ist, vorgelegt zu werden (das wotjakische Wort kann man mit dem ungarischen verbinden, wenn man einen sporadischen Wandel des  $\dot{i} > i$  annimmt, der vor  $\dot{n}$  ziemlich häufig ist; andererseits

scheint besonders das ungarische Wort eine deskriptive Nuance zu haben, und COLLINDER Fenno-Ugric Vocabulary 109 bezweifelt auch die Zusammengehörigkeit dieser Wörter). Ebenfalls vertreten die wenigen Etymologien, die als Beweise für die *d*-, *g*- und *k*-Wörter permischen Ursprungs im Ungarischen gelten sollten, fast durchweg eine Nebeneinanderstellung deskriptiv-onomatopoetischer Wörter. Anlässlich der Nebeneinanderstellung des Wortes ung. *komor* 'düster' ~ syrj. *kimír* 'schwarze Wolke' sei bemerkt, dass die Bedeutung des syrischen Wortes nur 'Wolke' ist. — Die mit *b*, *d*, *g* und *p* anlautenden Wörter des Ungarischen gehören ausnahmslos zu einer verhältnismässig späten Wortschicht. Dasselbe gilt auch für die mit *z* anlautenden Wörter. Das Auftauchen dieser Konsonanten im Wortanlaut braucht nicht durch den Einfluss fremder Sprachen erklärt zu werden. Im Wortinneren sind sie uralten finnisch-ugrischen Ursprungs und haben entweder die ursprüngliche Qualität (*p*) bewahrt oder sich aus anderen Urformen gemäss den eigenen Gesetzen der ungarischen Sprache entwickelt. In einer bestimmten Phase ging ein solcher Ausgleich der Konsonantenverhältnisse vor sich, dass die betreffenden Konsonanten sich auch auf den Wortanlaut ausdehnten. Ihren Boden bildeten beinahe ausschliesslich die Wörter, die erst nach diesem Zeitpunkt in die Sprache kamen; nur selten, wenn überhaupt, fassten sie in dem früher vorhandenen Wortschatz Fuss. Das Auftauchen von *k* vor dem Intervokal im Anlaut in Wörtern, die zum jüngeren Wortschatz der ungarischen Sprache gehören, ist ebenfalls eine Folge von derselben Verallgemeinerungstendenz. (Das Ung. *kúszik* 'klettern' dürfte das einzige *ks*-Wort sein, das Entsprechungen in den finnisch-ugrischen Sprachen hat. Die Lautverhältnisse dieses Wortes sind trotz der von Moór auf S. 400 vorgebrachten Gegenbemerkungen sicherlich so zu erklären, wie es TOIVONEN FUF XXII 138—139 getan hat.) Von dem Gebiet der finnisch-ugrischen Konsonanten- und Vokalgeschichte könnte man zahlreiche Beispiele anführen von Lauten, die unter begrenzten Voraussetzungen gebildet wurden und sich später über das ursprüngliche Gebiet ihres Auftretens hinaus verbreitet haben. Einen genauen Parallelfall zu dem obenerwähnten Verallgemeinerungsprozess bietet eine entsprechende auf permischer Seite vor sich gegangene Entwicklung. Genau wie im Ungarischen sind in den permischen Sprachen *b*, *d*, *g*, *z* im Wortinlaut (und auch *ž*, das sich dagegen im Ungarischen erst spät als paariges Phonem neben *z* entwickelt hat) ein direktes Erbe der finnisch-ugrischen Urlaute, und in den während der permischen Periode gebildeten Wörtern haben sie sich auch auf den Wortanlaut verbreitet. Gerade weil diese Laute im Urper-



mischen und im Ungarischen ein organischer Nachwuchs der finnisch-ugrischen inlautenden Urlaute sind, ist es unnütz, in dieser Übereinstimmung Spuren von Berührungen zwischen den genannten Sprachen zu suchen, ob es dabei nun um eine inlautende oder anlautende Vertretung geht.

Die Denasalisation des Ungarischen (d.h.  $*\eta k > g$ ,  $*nt > d$ ,  $*mp > b$ ) könnte nach Moór ein Einfluss von dem entsprechenden Vorgang bei den permischen Sprachen sein, wenn man auch annehmen müsste, dass die Berührung aus einer Zeit stammt, wo ein antekonsonantischer Nasal mit dem Sonant der ersten Silbe zu einem naso-oralen Vokal verschmolzen war (S. 425—426). Alle Berührungstheorien sind schon deshalb überflüssig, weil die Denasalisation phonetisch ein sehr einfacher Prozess ist, der auf dem uralischen Gebiet ausser in den permischen Sprachen und im Ungarischen auch in dem grössten Teil der lappischen Mundarten und im Jenisseisamojedischen vor sich gegangen ist.

Zuletzt ein prinzipieller Gesichtspunkt. Zwischen dem ungarischen und dem permischen Konsonantismus bestehen unlegbare Ähnlichkeiten, aber das urpermische Vokalsystem war von dem ungarischen grundverschieden. Es ist nicht leicht sich vorzustellen, dass die permische Einwirkung auf das Ungarische auf mancherlei Weise die Konsonanten betroffen, den Vokalismus aber vollkommen unberührt gelassen hätte. Schon darum ist es am natürlichsten, die Übereinstimmungen in den Konsonantensystemen dieser zwei Sprachgruppen für zufällig zu halten.

Moór versucht im Ungarischen auch durch einen permischen Einfluss zu erklärende morphologische und lexikalische Züge (S. 426—429) aufzuzeigen, ohne dass ihm dies aber gelingt. Die finnisch-ugrischen Sprachen bieten zahlreiche Beispiele dafür, dass auch zwischen zwei weit voneinander liegenden Sprachen immer irgendwelche besonderen Übereinstimmungen vorkommen. Ausserdem kann man sich nicht leicht vorstellen, dass die Infinitivendung, die Possessivsuffixe (die permischen Sprachen und das Ungarische sind übrigens nicht die einzigen finnisch-ugrischen Sprachen, in denen das Possessivsuffix der 2. Person der Einzahl *-d* ist; dasselbe ist im Lappischen der Fall) und die persönlichen Fürwörter zu den Bestandteilen gehören würden, die man aus einer anderen Sprache entlehnt. Es werden einige Wörter genannt, deren Bedeutung nach Ansicht des Verfassers mit Hilfe von dieser Berührungstheorie zu erklären sei. Ung. *ezüst* 'Silber' sei ein Lehnwort aus dem Permischen, vgl. syrj. *eziš*, *eziš*, wotj. *azveš* id. Das Wort habe ursprünglich 'weisses Metall' bedeutet. Nach der seinerzeit von WICHMANN (Virittäjä 1897 S. 23—24, JSFOu XVI,<sup>3</sup>) vor-

gebrachten Ansicht habe der erste Teil *az-* des wotjakischen Wortes ursprünglich 'weiss' bedeutet. Wichmann gründet seine Deutung auf das Wort *Aziz*, das in einer von MUNKÁCSI aufgezeichneten Zauberformel vorkommt, den Charakter eines Eigennamens hat und von dem der Gewährsmann zuerst gesagt hat, es sei »ein unbegreifliches Wort«, später aber hinzugefügt, dass *az* »ein sehr harter, ganz weisser Stein« sei (vgl. Votj. népkölt. hagyom. 184). Zweifellos gehört die Erklärung dieses in den Wörterbüchern unbekanntes Wortes *az* zu jenen Vermutungen und Vorstellungen, die viele Gewährsleute dem interessierten Frager gern vorlegen, auch wenn sie keine Ahnung von dem richtigen Sachverhalt haben. Dass Wichmann auf eine solche Angabe überhaupt irgendeinen Wert legte, ist sicher auf das Konto der jugendlichen Begeisterung eines noch am Anfang seiner Laufbahn stehenden Forschers zu schreiben. Bis auf weiteres kann man also nichts darüber sagen, wie der Anfangsteil dieses permisch-ungarischen zusammengesetzten Wortes zu erklären ist. Der Verfasser lässt sich ganz ungestüm von seiner Phantasie mitreissen, wenn er behauptet, dass das ung. *magyar* < \**mož-her*, wo *-her* < \**ser* sei, d. h. »die ugrische Benennung der Permier« ~ wog. *sar-an*, usw.

Man muss feststellen, dass die Frage über die speziellen Berührungen zwischen dem Ungarischen und dem Permischen, nachdem Moór sie behandelt hat, ganz offen bleibt.

Wenn der Verfasser im letzten Kapitel seiner Untersuchung (S. 453) meint, dass er die Hauptphasen der Entwicklung des inlautenden Konsonantensystems des ungarischen, u. a. die während dieser Entwicklung vor sich gegangenen »drei Umwälzungen des Konsonantensystems« erwiesen habe, fällt es dem Leser schwer zuzugeben, dass es gelungen sei, die vorgebrachten Auffassungen sachgemäss zu begründen.

Die in der Zeitschrift darauf folgende Veröffentlichung von IRENE N. SEBESTYÉN »A. Sprogis' Wörterverzeichnis und grammatikalische Aufzeichnungen aus der Kanin-Mundart des Jurak-Samojedischen« lassen wir hier ausser acht, da sie auf S. 103—106 besonders besprochen worden ist.

Die wertvolle Untersuchung von PÉTER HAJDÚ »К этногенезу венгерского народа« (S. 247—316), die sich auf ein umfangreiches Material stützt, behandelt teilweise dieselben Probleme wie der im I. Teil der Acta Linguistica veröffentlichte Aufsatz von IRENE N. SEBESTYÉN. Das Hauptgewicht liegt jedoch, wie schon der Titel zeigt, auf der Frage, was man mit Hilfe der Sprachwissenschaft besonders über die Vorgeschichte des ungarischen Volkes ermitteln kann. Die Untersuchung zerfällt in folgende Kapitel: Die Bildung der finnisch-ugrischen Sprachfamilie das alte Wohngebiet der fi.-ugr. Völker, die

Stammesgemeinschaft und die materielle Kultur der fi.-ugr. Urzeit, die Beziehungen der fi.-ugr. Ursprache zu den anderen Sprachen, die Teilung der Fennougrier, die uralische Zeit. Es sei erwähnt, dass Hajdú im Jahre 1953 eine erweiterte Ausgabe seiner Untersuchung in ungarischer Sprache herausgab »A magyarság kialakulásának előzményei« (Nyelvtudományi értekezések 2; 92 S.), zu der zwei Kapitel, die in der hier referierten Ausgabe nicht enthalten sind, hinzugefügt worden sind. Von diesen enthält das eine eine begründete Kritik von ERIK MOLNÁRS Werk »A magyar nép őstörténete« (1953; 114 S.), das genau dasselbe Thema behandelt, das andere wiederum ist eine zusammenfassende Schlussbetrachtung.

Das in Hajdús Aufsatz auf Seite 249 veröffentlichte, die uralische Sprachfamilie darstellende Schema, in dem die verschiedenen Sprachen durch Vierecke dargestellt werden, gibt zu einigen Bemerkungen Anlass. Die lappische Sprache steht halbwegs ausserhalb der übrigen fi.-ugr. Sprachen, als ein Verbindungsglied zwischen den letzteren und den samojedischen Sprachen hingestellt, das nur durch Vermittlung von spätere Berührungen darstellenden Linien im Zusammenhang mit den die obugrischen, wolga- und ostseefinnischen Sprachen bezeichnenden Figuren steht. Wenn man nur die sprachlichen Tatsachen in Betracht zieht und die Hypothesen auf sich beruhen lässt, wäre das lappische Viereck unmittelbar neben das ostseefinnische, im gleichen Abstand vom mordwinischen, hinzustellen. Es ist fraglich, ob es angebracht war, eine Linie, die die speziellen Berührungen bezeichnet, zwischen der permischen Gruppe und dem Ungarischen zu ziehen (vgl. oben die Kritik über das Werk von Moór). Auf den Seiten 251—253 wird die Kontakttheorie von D. V. BUBRICH erwähnt, in der man die Möglichkeit des Vorhandenseins eines fi.-ugr. Urvolkes und einer fi.-ugr. Ursprache in Abrede stellt. Deutlich beweist Hajdú, dass eine solche Theorie eine auf dem Marrismus aufgebaute unbegründete Hypothese ist, sie ist übrigens auch in der Sowjetunion nach der Erneuerung der dortigen sprachwissenschaftlichen Forschung dazu gestempelt worden. (Merkwürdig genug hat die Theorie Bubrichs noch vor kurzem in den Spalten einer westeuropäischen Zeitschrift, die unser Forschungsgebiet vertritt, gespukt.)

Der Verfasser verlegt das uralische Urheim (S. 266) in die Genden der oberen Wolga, Wjatka, Kama, Tschusowaja und Belaja. Diese Ortsbestimmung stützt sich in herkömmlicher Weise auf die Beweise der sprachwissenschaftlichen Paläontologie. An einigen Stellen hat man sich wohl auf Etymologien gestützt, deren Stichhaltigkeit zweifelhaft ist.

Das von der fi.-ugr. materiellen Kultur entworfene Bild ent-

spricht im grossen und ganzen früheren ähnlichen Darstellungen. Dem Ursprung und der Chronologie der Renntierzucht schenkt man eine ziemlich grosse Aufmerksamkeit, und der Verfasser vertritt den Standpunkt, dass die Renntierzucht ein verhältnismässig später, erst nach der Domestizierung des Pferdes entwickelter Erwerbszweig ist. Hier bewegt man sich jedoch noch auf unsicherem Grunde. Einige Forscher der letzten Zeit (POHLHAUSEN, MANKER) scheinen es für möglich zu halten, dass die Wurzeln von den Anfängen der Renntierzucht in eine viel entferntere Vergangenheit reichen, als man im allgemeinen anzunehmen gewagt hat.

Die vorsichtige Art, in der Hajdú die Beziehungen zwischen der finnisch-ugrischen Ursprache und den anderen Sprachen (S. 286—294) behandelt, erscheint bei dem jetzigen Stande der Forschung als berechtigt. Laut ihm kann man ausser den unwiderleglich beweisbaren arischen Berührungen in einer früheren Phase auch Berührungen mit der indoeuropäischen Ursprache und mit dem Altürkischen für möglich halten. Zu der Hypothese von der Urverwandtschaft der finnisch-ugrischen Sprachen mit den erwähnten zwei Sprachstämmen stellt er sich negativ, und die Berührungen der Fennougrier mit den jukagirisch, tungusisch, kaukasisch und drawidisch Sprechenden hält er für nicht bewiesen. Das Ende der finnisch-ugrischen Zeit liegt nach Schätzung des Verfassers nach dem Zerfall der indogermanischen Ursprache, ungefähr um das Jahr 2 000 v. Chr. Diese Schätzung kann man jedoch als zu spät ansehen.

Im letzten Kapitel (S. 297—316) wird u. a. von den Theorien von LAGERCRANTZ und ZICHY gesprochen, die den Sprachtausch betreffen. Es wird festgestellt, dass sie reine Hypothesen sind, die auch deutliche Schwächen aufweisen. Hajdú nimmt an, dass die ugrische Gruppe nach ihrer Trennung von den übrigen Fennougriern allmählich nach Süden gezogen ist, nach dem Waldgebiet des Ural-Gebietes und zu der Ebene hin, die in der Gegend von Kama beginnt. Möglicherweise haben sich die Wanderungen der Ugrier auch bis auf die andere Seite des Urals erstreckt, jedoch nicht tiefer hinein nach Sibirien. Während dieser Zeit dauerte der iranische Einfluss fort. Der Verfasser stimmt der Theorie von den ugrisch-türkischen Berührungen bei, die z. B. PAASONEN und KANNISTO angezweifelt haben. Beweise hierfür wären vor allem die als türkische Lehnwörter erklärten ung. *hattyú* 'Schwan' und *hód* 'Biber' mit ihren obugrischen Entsprechungen; zu diesen Wörtern würden nach einigen Forschern noch *ír* 'schreiben', *szó* 'Wort', *ló* 'Pferd' und *nyereg* 'Sattel' gehören. Für sicher hält Hajdú ferner die permisch-ugrischen Berührungen. Der permische Einfluss mache sich

im Ungarischen stärker bemerkbar als in den obugrischen Sprachen. Er nimmt sogar an, dass die »Lappen-Samojeden«, die sich von den Samojeden getrennt hätten, c:a 1 000—500 v.Chr. in Berührung mit der igrischen Gruppe gestanden hätten. Den Erinnerungen an eine gemeinsame Pferdekultur, denen man in allen igrischen Sprachen begegnet, wird gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Die igrische Sprachgemeinschaft hätte c:a 600 v.Chr. aufgehört, möglicherweise als Folge von dem Eindringen der mongoloiden Bevölkerung (nach Hajdú hätte es das *por*-Volk sein können) zwischen die igrischen Gruppen, wobei die Ungarn anfangen, nach den Steppen Süd-Russlands zu übersiedeln. Eine solche Invasion einer aus Asien gekommenen Bevölkerung in das Tal der Kama ist auch, wie die russischen Forscher erklären, an Hand von Knochenfunden in der Mitte des I. Jahrtausends v. Chr. nachzuweisen.

Aus der Feder von ÖDÖN BEKE stammt eine Abhandlung in drei Teilen »Zur Geschichte einiger permischen Nominalbildungssuffixe« (S. 317—353). Im ersten Teil behandelt er das *-an (-jan)* -Suffix des Syrjänischen, das in der Bedeutung der Mehrzahl im Wort *pian, pijan* 'Söhne, Knaben, Jungen, Kinder' auftritt, und es mit dem seltenen *-an*-Diminutivsuffix verbindet. Das letztgenannte tritt meistens, wie Beke sagt, »weitergebildet mit einem Diminutivsuffix *-ei*, wie z.B. *kičsan* 'junger Hund, Hündchen': V *kičsanei* 'mein Hündchen'« (S. 323) auf. Das erwähnte *-ei* ist das Possessivsuffix der 1. Person der Einzahl, wie schon das obige Beispiel zeigt, so dass sein Definieren als Diminutivsuffix nicht am Platz sein dürfte, um so weniger als dieses Suffix auch in seiner ursprünglichen Funktion vielleicht nicht in erster Linie ein diminutives, sondern ein vokatives gewesen ist. Z.B. in Hochzeitsliedern scheint das Suffix zwar als Diminutivsuffix gebraucht worden zu sein (vgl. auch die im Werk Современный Коми язык auf S. 156 erwähnten Diminutive wie *зонманой* 'паренёк', *ныланой* 'девонька', *шырыльой* 'мышенька'), aber auch im Lappischen hat das Possessivsuffix der 1. Person der Einzahl den Charakter eines diminutiv-hyponymischen Suffixes erhalten können. So wird *ájjěxam* 'mein Grossvater' im Skotlappischen in der Bedeutung von 'Bär' gebraucht und *čšiečžěxam* 'mein Onkelchen' in der Bedeutung 'Wolf' (z.B. *ájjěxam vālp̄i sū kčžđřed* 'der Bär begann ihn zu tragen', siehe T. I. ITKONEN Koltan- ja kuolanlappalaisia satuja 188). — Der Verfasser sagt: »Wieso nahm aber eine Diminutivform Mehrzahlbedeutung an? Meiner Auffassung nach wurde das Wort *pian, pijan, pijan* zum Sammelnamen, in erster Linie in Tierbezeichnungen und zwar auch deshalb, weil Fische, Hunde, Hühner, Katzen auf einmal mehrere Jungen haben« (S. 325). Beke behandelt auch solche Bildungen wie

*balejan* 'mein Vater und eins der Familienmitglieder', *tsoidjan* 'deine Schwester und jemand von den Familienmitgliedern, das Haus, worin deine Schwester wohnt', deren *-jan* dasselbe sei wie die Endung der Adessivformen der Fürwörter der 1. und 2. Person der Mehrzahl *mijan* 'unser', *tijan* 'euer' (vgl. auch LYTKIN Nyr. LIX 76), aber von der Endung des Wortes *pian*, *pijan* zu trennen wäre (S. 318). — LAKÓ hat anlässlich der Erklärung von Beke gesagt, dass *balejan*, *tsoidjan* keine Adessive der possessiven Deklination sind (MTA Nyelv- és Irodalomtudományi Osztályának Közleményei III 90—91). Deshalb bringt Beke die Sache erneut zur Sprache in der Acta Linguistica IV 96—100 und legt, um seinen Gedanken zu begründen, Fälle vor, wo der Adessiv der Einzahl tatsächlich nach Art des Nominativs der Mehrzahl gebraucht wird, z. B. *gesudarlen tséttsisni, povzisini* 'der Zar und seine Angehörigen standen auf (und) erschrecken'. Dessenungeachtet hat Lakó natürlich darin recht, dass *balejan*, *tsoidjan* keine gewöhnlichen Adessivformen sind, und es dürften keine Beweise dafür erbracht worden sein, dass man diese Formen, sei es auch nur seltener, adessiv gebrauchen würde, also in der Bedeutung 'meines Vaters', 'deiner Schwester'. Wenn sie in den Zusammenhang der *mijan*, *tijan*-Formen gehören, wäre wohl zu sagen, dass sie eine Art von Kollektivbildungen sind, und dass als Suffix derselben die aus dem Paradigma der persönlichen Fürwörter in der Mehrzahl abgetrennte Endung des Adessivs wirksam ist. Es ist aber angebracht festzustellen, dass dieser ganze Fragenkomplex noch unklar ist.

Der zweite Teil der Abhandlung ist dem deverbalen Partizipialsuffix syrj. *-an*, wotj. *-on* (z. B. syrj. *kulan* (*mort*) 'sterblicher (Mensch)'), das bekanntlich weitgehend auch als Ableitungssuffix der deverbalen Substantiva vorkommt (z. B. *juvan* 'Getränk, Trank', *biškan* 'Eishacke'), gewidmet. Beke vergleicht mit diesem Suffix die Endung des sog. VI. Verbalnomens aus dem Tscheremissischen *-en*, *-ên*, *-en*; dieser Vergleich ist, wenn auch ohne Begründung, bei LEHTISALO, Abl.-suff. 126—127 anzutreffen. Für Beke wäre es in diesem Zusammenhang wichtig gewesen zu wissen, dass WIKLUND dieselbe Zusammenstellung in seiner verdienstvollen Untersuchung »Das lappische Verbaladverbium und einige andere Kasus des Verbalstammes» (Festschrift Qvigstad 1928 S. 338—339, 348—349) vorgelegt hat. Das hauptsächliche Argument von Beke ist das Vorkommen des erwähnten Suffixes, zwar nur in einem einzigen festgestellten Fall, im Tscheremissischen, als Ableitungssuffix des Substantivs: das Wort *šoťšân* (< *šoťšam* 'geboren werden, wachsen') wird in der Zauberdichtung als substantivische Benennung angetroffen, deren genaue Bedeutung schwer zu be-

stimmen ist. Hier wäre das betr. Suffix demzufolge in einer Weise verwendet worden, die auf permischer Seite allgemein gebräuchlich ist. In der Tat scheint *šoŧšän* nicht das einzige Beispiel vom substantivischen Gebrauch des VI. Verbalnomens zu sein, man beachte z.B. (*šište*-)*peŧšken* 'als erstes herausgeschnittenes Wachsstück, aus dem die Opferkerzen gemacht werden', 'die Spur des Messers im Wachs' < *peŧškem* 'schneiden' (PAASONEN-SIRO Ost-tscher. Wb. 92, 122). Andererseits kann auch die permische Form auf tscheremissische Weise als Gerundium verwendet werden: syrj. *užan koŧe* 'bleibt schlafend'. Die Begründungen von Beke muten recht ungezwungen an, doch ist zu sagen, dass der Vokalbestandteil des permischen Suffixes noch aufgeklärt werden müsste. Es ist keineswegs sicher, dass er sich nur vom Wortstamm getrennt hat, wie Beke angenommen hat. Wiklund ist in seiner Abhandlung zu dem Schluss gekommen, dass die tscheremissischen und permischen Suffixe zweierlei Ursprung haben: in ihrer modalen Bedeutung ('tragend') wären sie Vertreter des alten *n*-Genitivs, aber in der Bedeutung 'getragen, getragen habend' (zu dieser Gruppe würde z.B. auch syrj. *kulan* 'tot' gehören) würden sie finnisch-ugrische deverbale *n*-Ableitungssuffixe des Nomens vertreten, siehe a.a.O. 342, 348—349. — LAKÓ hat (a.a.O. 92), die Bekeschen Parallelen anerkennend, demselben Zusammenhang die *n*-Endung des III. Partizips des Mordwinischen beigelegt (z.B. *palañ* 'geküsst', *viden* 'gesät'), diesen Vergleich legt auch LEHTISALO (l.c.) vor, vgl. auch SZINNYEI FUS<sup>2</sup> 82. Auch Beke selbst erweitert später (Acta Linguistica IV 100—106) das Gebiet der von ihm als zusammengehörig betrachteten Suffixe so, dass es ausser dem erwähnten mordwinischen Suffix auch das Partizipialsuffix des Wogulischen *-nə* usw. umfasst, ausserdem die Infinitivendungen der permischen Sprachen sowie die des Ungarischen, die Lative des betr. Suffixes wären. Somit gelangt er bei der Etymologisierung dieser Suffixbestandteile völlig auf dieselbe Linie mit Szinnyei und Lehtisalo. Der allgemeine Eindruck des Rezensenten bleibt, dass Wiklund am deutlichsten gesehen hat, wie kompliziert diese Frage ist; für endgültig geklärt kann man sie kaum halten.

Schliesslich behandelt Beke das permische *-id*, *-it*-Suffix, mit dem Adjektive gebildet werden (z.B. syrj. *nebid*, P *nebit*, wotj. *nebit* 'weich'); bisweilen kann das abgeleitete Wort auch eine substantivische Bedeutung haben (z.B. syrj. *jugid*, P *jugit*, wotj. *jugit* 'Licht; hell, klar'). Mit diesem Suffix verbindet er folgende Suffixe: tscher. *-tš*, *-ts*; *-t* (die mit Hilfe desselben gebildeten Wörter haben sowohl substantivische als adjektivische Bedeutung, z.B. *ke-lyatš*, *kè-lyats*; *kè-lyat* 'Tiefe, von einer Tiefe von . . .'), obugrisch *-t* (bedeutet wohl ganz dasselbe wie das

tscher. Suffix, z.B. ostj. *məbáʃ*, *məläʃ*, wog. *milit* 'Tiefe, tief). Zwischen den Suffixen des Tscheremissischen und der obugrischen Sprachen herrscht in der Tat eine grosse Übereinstimmung, aber es erweckt Erstaunen, dass der Verfasser, wenn er von dem permischen Ableitungssuffix spricht, folgende Suffixe, die viele Forscher, früher sogar der Verfasser selbst (NyK XLI 273—274) damit zusammengestellt haben, ausser acht lässt: ostseefi. \*-eða, \*-eðä, lp. -ád, mord. -do, -dã, tscher. -ðð, -ðð (z.B. fi. *valkea* 'weiss; 'Feuer', lp. *viel'gád* 'weiss', mord. *valdo* 'hell, Licht', tscher. *βa lyððð*, *βo-lyððð* 'hell, klar; Helle, Klarheit'). Das permische -id, -it passt seinem Lautbestand nach tadellos und seiner Bedeutung nach besser in diesen Zusammenhang, denn als Entsprechung derjenigen Suffixe, die Beke jetzt als mit ihm verwandt darstellt. Von den Suffixen des Tscheremissischen und der permischen Sprachen erhält Beke also keine Stütze für seine Hypothese, dass zwischen diesen beiden Gruppen eine nähere Verwandtschaft als zwischen dem Tscheremissischen und dem Mordwinischen bestehen würde.

Der III. Teil (1953; 474 S.) beginnt mit LAJOS HEGEDÜS' Untersuchung »On the problem of the pauses of speech» (S. 1—36). Nachdem der Verfasser zuerst die Geschichte des Problems dargestellt und die physiologische und gedankliche Seite der Pausen behandelt hat, analysiert er ausführlich die Pausen der ungarischen Sprachen mit Hilfe von Schallplattenmaterial.

Die Bedeutungsgeschichte des ungarischen Wortes *paraszt* erklärt PÉTER KIRÁLY in seiner 60 Seiten umfassenden Studie »Geschichte des ung. Wortes *paraszt* 'Bauer'» (S. 63—123). Die älteste Bedeutung dieses Wortes slawischer Abstammung ist vermutlich sowohl von seiten der gebenden Sprache als im Ungarischen 'einfach' gewesen. Durch Beispiele aus der Literatur wird erläutert, wie sich die Bedeutung des Wortes im Laufe der Zeit gewandelt hat. Noch jetzt hat das Wort in der Umgangssprache drei hauptsächliche Bedeutungen: 'nichtadelig, zum gemeinen Stand gehörig', 'Ackerbauer', 'derb, dumm'. In Mundarten findet man auch die Bedeutungen 'einfach', 'unbearbeitet, unbestellt', 'ungestickt, ungeziert', 'zahn', 'mager'.

EDIT VÉRTES beginnt in diesem Bande (S. 125—158, 411—429) eine Aufsatzserie »Statistische Untersuchungen über den phonetischen Aufbau der ungarischen Sprache», die noch im IV. Teil fortgesetzt wird (S. 193—224). Einer Übersicht über sprachstatistische Untersuchungen folgt der Abschnitt »Statistik über die Sprache der Gegenwart», in dem die Verfasserin folgende Fragen erörtert: die Lautverteilung (u.a. erfahren wir, dass die Verteilung der Einzellaute des Ungarischen mit



abnehmender Frequenz wie folgt ist: *e, a, t, l, n, k, o-ó, i-i, r, m, s, á, é, g, z, d, b, ö-ö, v, sz, h, j, gy, u-ú, f, p, ü-ű, ny, cs, c, ty, zs*), die Lautgruppenverteilung, der Typ und die Verteilung der Silben, die Länge der Wörter im Textgefüge. Der dritte und letzte Abschnitt »Statistik über die Eigenschaften von Wörtern verschiedener Herkunft« stimmt in seiner Gliederung mit dem zweiten Abschnitt überein, diesmal ist aber das untersuchte Wortmaterial nach etymologischen Gesichtspunkten in 9 getrennte Gruppen eingeteilt. Der eigene Wortschatz wird in vier Gruppen eingeteilt: die finnisch-ugrischen, expressiven, im Sonderleben der ungarischen Sprache entstandenen Wörter, Wörter der Sprachneuerung. Es ist natürlich nicht leicht, eine scharfe Grenze zwischen den drei ersten Gruppen zu ziehen. Die durch zahlreiche Tabellen veranschaulichte Untersuchung hat zweifellos viel Arbeit und Mühe gekostet.

D. R. FOKOS-FUCHS hat eine 80 Seiten umfassende Studie »Aus dem Gebiete der Lehnbeziehungen« (S. 211—289) geschrieben, die ihrem Inhalt nach sehr vielseitig ist; darin werden lautgeschichtliche, lexikalische, teilweise auch morphologische Fragen in kompetenter Weise untersucht. Der Verfasser hebt besonders hervor, dass Lehnwörter eine nützliche Quelle auch für die Lautgeschichte der gebenden Sprache sein können. Dieser Gesichtspunkt ist seiner Meinung nach nicht genügend beachtet worden, wenn es Wörter gilt, die aus einer finnisch-ugrischen Sprache in eine andere fi.-ugr. Sprache entlehnt sind. Danach schreitet der Verfasser zur Erklärung der Chronologie des Wandels von  $l > v$  der syrjänischen Mundarten unter besonderer Beachtung dessen, in welcher Weise die einerseits aus dem Russischen in das Syrjänische, andererseits die aus dem Syrjänischen in das Obugrische entlehnten Wörter diese Frage beleuchten. Die Darstellung ist gründlich (z.B. enthält das Verzeichnis der betr. Lehnwörter 255 Etymologien, von denen der Verfasser selbst eine beträchtliche Menge vorgelegt hat) und zeugt von guter Sachkenntnis, somit wirkt das Resultat, demzufolge der betreffende Lautwechsel im XVII. Jahrhundert (S. 275) stattgefunden haben soll, in jeder Beziehung überzeugend. Im folgenden Abschnitt der Untersuchung »Über einige obugrische Kulturwörter und was sie uns lehren können« werden einige lautgeschichtliche, bedeutungsgeschichtliche und kulturhistorische Züge des aus dem Permischen stammenden Wortschatzes vorgelegt. Der Inhalt des Kapitels »Rekonstruierte Quellen von Lehnwörtern. — Morphologische Entlehnungen« geht aus seinem Titel hervor; als Grundlage dienen nach wie vor die Entlehnungen der obugrischen Sprache aus dem Permischen. Fokos-Fuchs beschliesst seinen interessanten Artikel mit einem zusammenfassenden Überblick.

Eine von den Forschern eifrig erörterte Frage bildet das Thema des Aufsatzes von IRENE N. SEBESTYÉN »Beiträge zum Problem der protolappischen Sprache« (S. 291—322). Die Verfasserin referiert zuerst frühere Auffassungen, besonders die bekannte Untersuchung von Y. H. TOIVONEN, an deren Prinzipien sie sich anschliesst. Dr. N. Sebestyén legt auch selbst zahlreiche, von ihr für möglich erachtete lappisch-samojedische bzw. lappisch-ugrische Wortvergleiche sowie eine interessante morphologische Nebeneinanderstellung vor: lp. *pč* ~ sam. Jur. *bs*, *bś*; das Suffix des Lappischen ist das Zeichen des Konditionals und ähnlich ist auch die Bedeutung des samojedischen Suffixes. Wenn die Verfasserin sagt (S. 305, 306), dass dieses lappische Konditionalzeichen nicht mehr lebendig ist, besteht Anlass zu erwähnen, dass es z.B. aus dem Inarilappischen nicht verschwunden ist, sondern sich durch Assimilation in die Form *čč* verwandelt hat: 1. Sg. Kond. (LÖNNROT) *lipčim* 'ich wäre' > *liččim*; das sporadische *pč* > *čč* ist verständlich in einem Wort, das sehr oft verwendet wird. Es ist auch sehr gut möglich, dass lpN *livčim* (darin die analogische schwache Stufe nach der Form der 3. Person der Einzahl; die regelmässige — auch in der Skjærvö-Mundart erwähnte, siehe SETÄLÄ TuM 150 — wäre *likčim*) auf die \**lipčim*-Form zurückgeht, da urlp. *pč* im Norwegischlappischen > *k'č* ~ *vč* ist. Dass insbesondere das *p*-Suffix weit verbreitet gewesen ist, zeigen die von H. GANANDER aus dem Torniolappischen aufgezeichneten Formen, die dem älteren inarilappischen Typ genau entsprechen, wie z.B. *lichpzim* usw. — Ein gutes Beispiel dafür, dass bis jetzt für klar erachtete Dinge es nicht immer sind, bietet das von der Verfasserin aus dem Samojedischen gesammelte reichhaltige Material, das die Kongruenz des Adjektivattributs und einige ihr nahestehende Erscheinungen betrifft. Die von ihr vorgelegte Frage, ob die auf samojedischer Seite anzutreffende Kongruenz in genetischem Zusammenhang mit der im Ostseefinnischen und teilweise auch im Lappischen und Mordwinischen auftretenden Kongruenz stehen könnte, verdient eine sorgfältige Untersuchung. Dr. N. Sebestyén persönlich ist bereit, diese Frage bezüglich zu beantworten. Ihre Erklärung, die Kongruenzerscheinungen des Ostseefinnischen und des Mordwinischen seien eine durch das Lappische vermittelte Entlehnung aus dem Samojedischen, kommt jedoch nicht sehr wahrscheinlich vor.

In J. NÉMETHS Aufsatz »Neuere Untersuchungen über das Wort *tábor* 'Lager'« (S. 431—446) wird die Auffassung vorgelegt, dass das erwähnte ungarische Wort kein Lehnwort aus dem Türkischen sei, wie u.a. der Verfasser selbst früher ange-

nommen hat, sondern dass im Gegenteil das osmantürkische *tabor*, *tabur* aus dem Ungarischen gekommen sei. Die Beweisführung erscheint überzeugend. Das türkische Wort *tapqur* 'Truppe, Heeresreihe, Linie', das Németh früher für die älteste Form des zu untersuchenden Wortes hielt, ist nach seiner jetzigen Auffassung ganz anderen Ursprungs. — Im V. Teil der Zeitschrift wird die Diskussion über die Angelegenheit fortgesetzt. DESZŐ PAIS vertritt in seinem Artikel »Hongrois *tábor* 'camp', turc *tapqur*» (S. 219—223) den Standpunkt, dass *tábor* trotz allem eine Entlehnung aus dem türkischen Wort *tapqur* sei. NÉMETH seinerseits wiederholt (S. 224) die Hauptpunkte seiner abweichenden Auffassung, und zum Schluss referiert P. KIRÁLY eine von B. HAVRÁNEK in einer anderen Zeitschrift veröffentlichte Studie über die ungarischen und tschechischen *tábor*-Wörter. Havránek schliesst sich der schon früher vorgebrachten Erklärung an, dass das Wort biblischen Ursprungs sei. In die tschechische Sprache wurde es durch den hussitischen Ortsnamen *Tábor* eingebürgert, und aus dem Tschechischen wurde es in das Ungarische entlehnt.

Im IV. Teil (1954; 494 S.) sind auch einige Untersuchungen, die die Uralistik betreffen. PÉTER HAJDÚ behandelt das Thema »Die sekundären anlautenden Nasale ( $\eta$ -,  $\acute{n}$ -) im Samojedischen» (S. 17—67). Wie schon der Titel zeigt, schliesst sich der Verfasser jenen Forschern an, die — zweifellos berechtigt — die im Samojedischen in gewissen Mundarten statt des vokalischen Anlauts auftretenden Nasale für spät entstanden gehalten haben. Der Verfasser folgert glaubwürdig, dass als sekundärer Nasal vor einem velaren Vokal ursprünglich  $\eta$ , vor einem palatalen  $\acute{n}$  gewesen ist; dieses Verhältnis ist am besten im Juraksamojedischen erhalten geblieben. Zur Beleuchtung der Vertretung verschiedener Samojedensprachen wird ein ausführliches Material vorgelegt, das insgesamt 81 Wortartikel enthält. Von der Etymologie jedes Wortes wird alles erwähnt, was darüber bekannt ist, also auch die fi.-ugr. Entsprechungen, wenn es solche gibt. Die aus der Literatur gesammelten Etymologien hätte der Verfasser etwas kritischer sichten können. Z. B. wird auf Seite 23 unter den Entsprechungen für das sam. *ḡḡpt* usw. 'Kopfhaar' u. a. das fi. *hapsi* angeführt, dieser Vergleich ist als vollkommen veraltet anzusehen. Auf Seite 31 wird wog. *ḡḡà* usw. 'Zaunholz' verglichen mit ostj. *uḡl* usw. 'Stange im Rindenzelt', syrj. *ḡ* 'Zeltstange', fi. *vuoli* 'Dachsparre', aber auf S. 60 Fussn. 3 mit fi. *ulku*, lp. *olk*, mord. *olga*. Was immer die Etymologie des Wortes wog. *ḡḡà*, ostj. *uḡl* sein möge, das syrj. *ḡ* (< \**il*) gehört jedenfalls deutlich in den auf S. 60 erwähnten Zusammenhang und hat auf ostjakischer Seite als Entsprechung *ḡḡḡḡ* 'Zeltstange' (vgl. STEINITZ Vok.

24). Auf S. 36 wird es der 'Njelma' bedeutenden Sprachfamilie, die u. a. vertreten wird von wog. *ùš*, ostj. *ùntš*, syrj. *udž*, auch lpKld. *vájtšé'k* 'kleiner Lachs' angeschlossen, was ganz unbedeutend erscheint. Auf Seite 42 wird als Entsprechung für das sam. Wort *ńaba* 'Mutterschwester usw.' das lp. *oab'ba* 'Schwester' erwähnt. Das letztgenannte ist jedoch offenbar eine aus der Kindersprache stammende hypochoristische Verdrehung des lp. Wortes *oar'ben* 'Schwester', vgl. Virittäjä 1947 S. 197. LpN *vuone*, das auf Seite 44 mit lpK *viõññe* 'Frau des älteren Bruders' verbunden ist, ist ein hiervon ganz getrenntes Wort, das 'Schwiegermutter' bedeutet; auf S. 27 wird es auch in seinem richtigen Zusammenhang erwähnt. Eine lautlich sehr unwahrscheinliche Nebeneinanderstellung ist auf S. 46 das samJur. *ńān*, OS *nanž* 'Tiermagen usw.' ~ lp. *occá* 'Busen'. Auf Seite 59 werden ferner einige Etymologien erwähnt, die die Entwicklung des sekundären anlautenden Nasals im Lappischen beleuchten sollen. Ausser den Nebeneinanderstellungen lp. *njámát* ~ fi. *imeä*, lp. *njuk'čá* ~ fi. *joutsen* sind sie abzulehnen. Im erstgenannten dieser lappischen Wörter ist *ń* eine Folge des affektbetonten, im letztgenannten des onomatopoeischen Charakters des Wortes.

Die beiden ersten Abschnitte der fünfteiligen Untersuchung von ÖDÖN BEKE »Neuere finnisch-ugrische morphologische Untersuchungen« (S. 95—131) sind schon auf den Seiten 77—78 besprochen worden. Im dritten Abschnitt wird über das deverbale Nominalableitungssuffix syrj. *-as*, wotj. *-os* gesprochen. Diese permischen Suffixe, die schon WIEDEMANN (Grammatik der syrjänischen Sprache 49) miteinander verglichen hat, treten ebenso denominal auf. Die Frage, ob das permische Suffix *-as* (> wotj. *-os*) nur eine Variante der Suffixe syrj. *-es* (*-os*), *-is*, wotj. *-es* (*-äs*), *-is* ist, wie Beke annimmt, oder ob *a* schon an sich ein Suffix ist, ist noch ungeklärt und in der jetzigen Forschungsphase sicherlich auch schwer zu erklären. Auf Seite 109 legt der Verfasser in üblicher Weise die syrjänischen Wörter *votnĭ* 'pflücken usw.' und *vot* 'Steuer, Abgabe' als etymologisch zusammengehörig vor. Das Ostpermjakische zeigt jedoch, dass diese Wörter verschiedenen Ursprungs sind: im erstgenannten Wort ist urperm. *\*o*, im letztgenannten urperm. *\*o*. — Der Titel des folgenden Kapitels lautet »Die Endung des ungarischen Präteritums«, aber die im Titel erwähnte Endung (*-t*, *-tt*) wird nur insofern behandelt, als sie in bekannter Weise mit dem Suffix des Partizips des Präteritums für identisch erklärt wird. Wichtiger ist das von dem Forscher vorgelegte umfangreiche Vergleichsmaterial (besonders wertvoll sind die Teile, die die permischen und obugrischen Sprachen betreffen), das zeigt, wie das *m*-Partizip in vielen uralischen Sprachen

als verbum finitum verwendet wird. — Schliesslich untersucht Beke die unbestimmten Fürwörter in den permischen und in einigen anderen finnisch-ugrischen Sprachen. U.a. wird festgestellt, dass tat. *ällä* (tschuw. *elle*) 'ob, vielleicht, etwa' in das Obugrische, Permische und Tscheremissische sowohl als erster Teil der zusammengesetzten unbestimmten Fürwörter als auch als selbständiges Wort entlehnt worden ist. Auf interessante Weise wird der Gebrauch der permischen enklitischen *-ke*, *-ke*-Partikel beleuchtet. Von dieser Partikel sagt Beke, dass sie mit dem konditionalen Bindewort ostj. *-k'e*, wog. *-ke* »zweifellos identisch« ist. Zur Vermeidung von Missverständnissen hätte man den betr. obugrischen Bestandteil als Entlehnung aus dem Syrjänischen bezeichnen sollen (vgl. STEINITZ Ostj.Gr. 144, TOIVONEN FUF XXXII 24).

In der ihm eigenen Weise führt Beke hier wie in seinem auf den Seiten 76—79 behandelten Aufsatz sehr viele direkt aus dem primären Material herausgesuchte Beispiele an, was die Bedeutung dieser Aufsätze als Quelle für künftige Untersuchungen beträchtlich erhöht.

In seinem Aufsatz »Survivances slavo-hongroises du castellum romain« (S. 269—286) spricht DESZŐ PAIS die Auffassung aus, dass das slawische Wort *kostel*, *kostol*, auf das sich u.a. die ungarischen Ortsnamen *Keszthely* (< *Kesztel* < *Kostel*) gründen, nicht eine Entlehnung aus der deutsch-lateinischen Wortvariante, die 'Kirche' bedeutet, zu sein braucht, wie MELICH angenommen hat, sondern dass es direkt auf das lateinische Wort *castellum* 'Burg' zurückgeführt werden kann. Die erwähnten ungarischen Ortsnamen könnten somit eine Erinnerung an römische Festungen auf diesen Gebieten sein.

EDIT VÉRTES' »Randbemerkungen zu den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der ungarischen Vorgeschichte« (S. 427—462) setzt die in Ungarn sehr lebhaft gewordene Diskussion fort, mit deren Phasen wir uns oben schon einige Male befasst haben. Der Aufsatz, der klar zusammengestellt ist, zeigt das gute Beobachtungs- und Urteilsvermögen der Verfasserin sowie eine gründliche Kenntnis der betr. Literatur. Hauptsächlich werden nebeneinander die fast durchweg stark voneinander abweichenden Auffassungen von E. MOLNÁR und P. HAJDÚ verglichen, wobei Dr. Vértes sich in den Streitfragen auf die Seite des letzteren Forschers stellt. Ausserdem wird auf zahlreiche andere Untersuchungen sowohl aus früherer als aus neuester Zeit hingewiesen, die dasselbe Gebiet betreffen, so dass der Aufsatz auch vom bibliographischen Standpunkt einen bedeutenden Wert hat.

In diesem Teil sind noch zwei umfangreiche phonetische Untersuchungen von dem Gebiet der ungarischen Sprache, die

von TAMÁS TARNÓCZY »Die akustische Struktur der stimmlosen Engelaute« (S. 313—349) und die von IVÁN FÓXAGY »Über die Schallfülle der ungarischen Vokale« (S. 382—425). Der Verfasser der letztgenannten Studie fragt u. a., warum man den Hauptakzent des Wortes *dudát* 'Dudelsack (Akk.)' auf der ersten Silbe empfindet, obwohl die zweite Silbe experimentellen Messungen zufolge einen höheren Lautdruck hat, und spricht als eigene Ansicht aus, dass »in Fällen, wo die Intensität eines betonten *i*-, *y*- oder *u*-Lautes nicht die des unbetonten *a* erreicht, und die Laute *i*, *y* und *u* dennoch als betont empfunden werden, dies daran liegt, dass ihre Bildung eine grössere muskulare Kraftentfaltung erforderte« (S. 390).

Vom V. Teil ist zur Zeit des Schreibens dieser Besprechung (Februar 1956) nur das Heft 1—2 (1955; 264 S.) erschienen. Der Leningrader Fennougrist A. I. Попов beginnt den Band mit seiner Untersuchung »Из истории славяно-финноугорских лексических отношений« (S. 1—19). Der erste Teil der Untersuchung ist hauptsächlich eine Vervollständigung des obenerwähnten, im I. Teil der »Acta Linguistica« erschienenen Artikels von B. KÁLMÁN, aber darin werden auch die Ansichten einiger anderer Forscher über die finnisch-ugrischen Lehnwörter der russischen Sprache behandelt. Von den insgesamt acht etymologischen Erklärungen, die der Verfasser bietet, zieht vor allem die das Wort *зырянин* betreffende Etymologie unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er verwirft die allgemeine Auffassung, dass das im Jahre 1396 erwähnte *Суряне* die Syrjänen bedeuten würde. Darauf könnte sich demnach die Benennung nicht gründen, nach Ansicht des Verfassers ist sie von dem Namen eines Heerführers *Зырян*, der im Jahre 1472 unter den Komi-Permjaken erwähnt worden ist, herzuleiten. Er weist darauf hin, dass mehrere Namen türkischer Stämme von Namen der Heerführer herrühren. — Im zweiten Teil des Aufsatzes werden einige russische Wörter untersucht, die der Verfasser als Entlehnungen aus bereits ausgestorbenen finnisch-ugrischen Sprachen betrachtet, es werden auch Angaben gegeben über das Auftreten von Wörtern des Finnischen und der anderen finnisch-ugrischen Sprachen als Bestandteile von der russischen Geheimsprachen.

Die Studie von D. R. FOKOS-FUCHS »Umstandsbestimmungen des Masses und der Menge in den finnisch-ugrischen Sprachen« (S. 35—66) geht von einem geringfügig erscheinenden Detail, dem ostjakischen Wort *й̄гга'н* 'Teil, Anteil' aus; der Verfasser beweist, dass es von dem syrjänischen Original *juken* entlehnt worden ist. Dieses ist der Instrumental des Wortes *juk* 'Teil', der in gewissen Konnexionen den Charakter

eines Nominativs erhalten hat. Die Begründung dieser Beobachtung ist schon an sich interessant, aber die Studie erhebt sich auf ein ganz hervorragendes Niveau, wenn Fokos-Fuchs anfängt, die Fragen zu behandeln, in welcher syntaktischen Funktion der Instrumental in diesem Wort ursprünglich gewesen und auf welche Weise er in die Funktion der Grundform gekommen sein kann. Indem er Vergleiche aus anderen Sprachen vorbringt, zieht er den überzeugenden Schluss, dass *juken* ein objektaler Instrumental gewesen ist, d.h. eine Umstandsbestimmung des Masses und der Menge im Instrumental, der allmählich als eigentliches Objekt erkannt worden ist und gleichzeitig als Grundform (Nominativ) aufgefasst werden konnte, weil letztgenannter Kasus auch häufig als Objekt-kasus verwendet wird. Sich auf ein umfangreiches Material stützend erklärt der Verfasser, wie die einander unter bestimmten Verhältnissen nahestehenden Fügungen durch Kontamination weitere neue Satztypen geschaffen haben. Der objektale Instrumental steht in seiner Bedeutung dem Partitivobjekt nahe und hat auch gerade diese Funktion leicht erhalten können. Am Schluss des Artikels gelangt der Verfasser nach Art einiger anderer Forscher zur Betonung dessen, wie bei den finnisch-ugrischen Sprachen das Streben nach der Unterscheidung von zweierlei Objekten, dem partitiven und dem bestimmten (nicht-partitiven), eine durchgehende Erscheinung ist. Die subjektive und objektive Konjugation dient auch dazu, diese Zwifältigkeit auszudrücken, obwohl der Verfasser nicht behaupten will, dass »sich auf dieser Grundlage das ganze System der Anwendung der objektiven Konjugation erklären liesse«.

L. HEGEDŰS' »Experimental phonetics in the service of the linguistic atlas« (S. 185—217) zerfällt in zwei Teile. Im ersten werden Lautschriftapparate und eine Analyse des mit ihrer Hilfe gesammelten Materials behandelt; der zweite Teil ist der Analyse der ungarischen Diphthonge gewidmet.

Die beiden oben angeführten Serien von Veröffentlichungen geben den Eindruck einer lebenskräftigen, vielseitigen Forschungsarbeit. Beide erfüllen auf ihrem Gebiet eine wichtige Aufgabe, weshalb wir allen Grund haben, ihnen auch in Zukunft viel Erfolg zu wünschen.

ERKKI ITKONEN.